

Bernhard R. Kroener

Gibt es ein richtiges Leben im falschen?

Biographische Deutungen im Zeitalter zusammenbrechender Werte und Welten

1. Biographie und Historiographie

Der Himmel habe „zwischen Historikern und Biographen [...] Zwie- tracht“ gesät, konstatierte Ulrich Raulff, der selbst mit biographi- schen Studien hervorgetreten ist, noch vor einigen Jahren¹. In der Tat schien es eine Zeit lang so, als bedeute eine Biographie als uni- versitäre Qualifikationsschrift zumindest einen Karriereknick, viel- leicht sogar „akademischen Selbstmord“. Wenn überhaupt, dann widmeten sich arrivierte Lehrstuhlinhaber gegen Ende ihrer Lauf- bahn einer Lebensbeschreibung. Biographien galten als metho- disch unzureichend reflektiert; ihre Aussagen versprachen nur begrenzten Erkenntnisgewinn. Andererseits stand und steht dieses Genre beim historisch interessierten Publikum hoch im Kurs. Akademische Geringschätzung auf der einen und eine große Lesergemeinde auf der anderen Seite – wie passt das zusammen?

„Die Frage nach dem Menschen in der Geschichte ist die Frage nach der Geschichte überhaupt“, bekannte Theodor Schieder, der Biograph Friedrich des Großen, Mitte der sechziger Jahre². Tatsäch- lich war die gelehrte Beschäftigung mit der Vergangenheit immer auch die Auseinandersetzung mit den Lebensgeschichten bedeut- samer Persönlichkeiten, wobei die Autoren zwischen zahlreichen Varianten der Darstellung wählen konnten. Bis weit in die Neuzeit hinein trugen Lebensbilder gleichermaßen das Gewand der Pane- gyrie, der Hagiographie, des Mythos und der frommen Legende. Hier finden sich die verborgenen Wurzeln des Spannungsverhält- nisses von Historiographie und Biographik. Die Geschichtswissen- schaft erweist und belegt die historischen Zusammenhänge, die

¹ Ulrich Raulff, *Das Leben – buchstäblich. Über neuere Biographik und Geschichtswissenschaft*, in: Christian Klein (Hrsg.), *Grundlagen der Bio- graphik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens*. Stuttgart/Wei- mar 2002, S. 55–68, hier S. 55.

² Theodor Schieder, *Strukturen und Persönlichkeiten in der Geschichte*, in: ders. (Hrsg.), *Geschichte als Wissenschaft. Eine Einführung*, München/ Wien 1965, S. 149–186, hier S. 157.

Biographik muss sie vielfach noch zusätzlich erspüren. Während es der Geschichtsschreibung gelungen ist, ihre Herkunft aus Mythos und Legende abzustreifen, haftet sie der Biographie bis heute an. Was bewegt die Biographen, wenn nicht der Wunsch nach einer teleologischen Deutung eines vergangenen Lebens? An dieser Stelle setzten Biographik und Autobiographik seit dem 16. Jahrhundert an. Der Mensch empfand sich zunehmend als selbstbestimmtes Individuum, das sich und seinem Gott Auskunft darüber zu geben hatte, inwieweit seine Lebenspraxis den Forderungen eines konfessionell bestimmten Lebensentwurfs entsprochen hatte oder als Vorbild und religiöse Unterweisung dienen konnte³. Doch erst das aufgeklärte 18. Jahrhundert entwickelte sich zum Zeitalter der Autobiographie. Der aufgeklärte Bildungs- und Entwicklungsroman geriet zum literarischen Zwilling der Biographie, zumal der Autobiographie. Reale Welt und Fiktion des Lebens tauchten ineinander und verschmolzen miteinander. Johann Gottfried Herder erkannte, dass die Biographie vorzüglich geeignet sei, bei der historisch und philosophisch orientierten Selbstvergewisserung des Individuums mitzuwirken. Damit postulierte er als erster das Gleichgewicht von Welt- und Ich-Erfahrung als erstrebenswertes Ideal der Lebensbeschreibung. Im Mittelpunkt stand die vorbildliche Persönlichkeit, in deren Vita sich gleichsam die Bruchlinien des Zeitalters spiegelten. Ähnlich wie in der Renaissance beförderte auch am Ende des 18. Jahrhunderts ein säkulares Krisenbewusstsein biographische Bemühungen als Mittel einer gesellschaftlichen Ortsbestimmung und Wegweiser in eine unsichere Zukunft⁴. Die Rückgebundenheit des Handelns an die Rationalität vernunftgeleiteter Entscheidungen wurde – zumal in der Epoche der Französischen Revolution – ebenso Ausdruck bürgerlichen Selbstwertgefühls wie das fortwährende seismographische Aufspüren der eigenen Gefühlsregungen.

Im 19. Jahrhundert, das die Geschichtswissenschaft zur politischen Leitdisziplin erhob, orientierte sich die biographische Würdigung historischer Persönlichkeiten zunächst am politisch interes-

³ Vgl. Olaf Hähner, *Historische Biographie. Die Entwicklung einer geschichtswissenschaftlichen Darstellungsform von der Antike bis ins 20. Jahrhundert* Frankfurt a.M./Berlin 1999; Cornelia Rauh-Kühne, *Das Individuum und seine Geschichte. Konjunktoren der Biographik*, in: Andreas Wirsching (Hrsg.), *Oldenbourg Geschichte Lehrbuch – Neueste Zeit*, München 2006, S. 215–232, hier S. 224.

⁴ Vgl. Helmut Scheuer, *Die Biographie. Studien zu Funktion und zum Wandel einer literarischen Gattung vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Stuttgart 1979, S. 9–53.

sierten Bürger und seiner Weltsicht. Mit vormärzlich-liberaler Zielsetzung gegen das protestantisch-hochkonservative Regiment Friedrich Wilhelms III. lässt sich dieser Ansatz in Franz Kuglers „Friedrich der Grosse“, illustriert von Adolph Menzel, nachvollziehen⁵. Mit der gescheiterten Revolution von 1848 brach die Hoffnung des Bürgertums auf angemessene politische Repräsentation zusammen. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts diente die Biographik in Anlehnung an Heinrich von Treitschkes berühmtes Diktum, dass „Männer Geschichte machen“⁶, als Beleg für eine positivistische Fortschrittsgläubigkeit. Preußens deutsche Sendung spielte hierbei eine ebenso bedeutende Rolle wie die Vorstellung, dass der Weltgeist durch große Männer regiere⁷. Wurden Regenten, Politiker und Generäle zu Vollstreckern des historischen *telos* stilisiert, so setzte sich bei den Künstler- und Gelehrtenbiographien des ausgehenden 19. Jahrhunderts Wilhelm Diltheys ästhetisierende Sicht auf den „Lebensverlauf als Urzelle der Geschichte“ durch, die er 1883 in seiner Abhandlung über den wissenschaftlichen Charakter der Biographie postuliert hatte. Die Niederungen des täglichen Lebens wurden geadelt durch den Bezug auf eine höhere Sphäre des Geistes, in der „eine eigene Macht des Erlebens und Verstehens, [...] über ihm steht und es sich gegenständlich macht“⁸.

Das 19. Jahrhundert als Epoche bürgerlicher Selbstfindung und Individualisierung zeigte bereits vor der säkularen Katastrophe des Ersten Weltkriegs deutliche Erscheinungen geistiger Unbehaustheit. Die Industrialisierung löste bis dahin kohärente Vorstellungen von Bürgerlichkeit auf. Der Glaube an individuelle Gestaltungsfreiheit wurde zunehmend überlagert durch Ideologeme gleichgerichteter kollektiver Bewusstseinsprägungen. Milieu, Klasse und Nation verdrängten zunehmend die traditionellen Vorstellungen von einer kohärenten und konsistenten Ganzheit der Subjekte und ihrer Lebensentwürfe⁹. Der industrialisierte Massenkrieg mit seinen be-

⁵ Vgl. Franz Kugler, Geschichte Friedrichs des Großen, Leipzig 1840. Das populäre Werk mit Illustrationen von Adolph Menzel erfuhr bis in die Gegenwart zahlreiche Neuauflagen.

⁶ Heinrich von Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, Bd. 1, Leipzig 1913, S. 28.

⁷ Vgl. Jürgen Oelkers, Biographik – Überlegungen zu einer unschuldigen Gattung, in: NPL 19 (1974), S. 296–309.

⁸ Wilhelm Dilthey, Die Biographie, in: ders. (Hrsg.), Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften, Göttingen 1968, S. 246–251, hier S. 248.

⁹ Vgl. Thomas Nipperdey, Einheit und Vielfalt in der neueren Geschichte, in: HZ 253 (1991), S. 1–20.

wusstseinsverändernden Erscheinungsformen anonymen Handelns und Sterbens richtete den Glauben an die gestaltende Kraft des Individuums endgültig zugrunde. Die von den großen Männern nicht verhinderte, sondern geradezu vollstreckte Menschheitskatastrophe ließ die tradierten Vorstellungen von einem sozial distinkten, selbstherrlichen, die Geschichte gestaltenden Subjekt obsolet werden. Der namenlose Held als ideologisch gedeutetes Vorbild, der unbekannte Frontkämpfer wurde zum politischen Helden¹⁰.

Dennoch erfuhr die Biographie als Kunstgattung in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts, wiederum bedingt durch eine gesellschaftliche Krisenstimmung, die nach individualisierender Selbstvergewisserung drängte, eine massenhafte Renaissance, die der Publizist Siegfried Kracauer in einem scharfsinnigen Essay als Flucht des Bürgertums aus der Realität in die Erinnerung charakterisierte:

„Wie Auswanderer ihre Habseligkeiten zusammenraffen, so sammelt die bürgerliche Literatur den Hausrat, der bald nicht mehr die alte Stätte haben wird. Das Motiv der Flucht, dem die Unzahl der Biographien ihre Entstehung schuldet, wird von dem der Rettung überblendet. Wenn es eine Bestätigung für das Ende des Individualismus gibt, ist sie in dem Museum der großen Individuen zu erblicken. [...] Es gilt einen Bildersaal einzurichten, in dem sich die Erinnerung ergehen kann.“¹¹

In der NS-Zeit entstanden, dem Publikumsgeschmack entsprechend, zwar weiterhin zahlreiche Biographien, doch blieben sie im besten Fall der traditionellen episch-dokumentarischen Vorgehensweise verpflichtet. Nach dem Zweiten Weltkrieg erfolgte der Versuch einer methodischen Rückbesinnung, nicht aber einer Neuorientierung, wie das Beispiel Gerhard Ritters zeigt, der seine 1936 erstmals erschienene Friedrich-Biographie, von geringfügigen politisch notwendig gewordenen Veränderungen im Vorwort abgesehen, in den fünfziger Jahren erneut auf den Markt brachte. Seine Arbeiten zu Stein und Goerdeler, Eberhard Kessels Biographie über Moltke und schließlich Max Braubachs monumentales fünfbandiges Alterswerk über den Prinzen Eugen waren unbestreitbar Werke

¹⁰ Vgl. Blaise Cendrars, *La vie et la mort du soldat inconnu*, hrsg. von Judith Trachsel, Paris 1995.

¹¹ Siegfried Kracauer, *Die Biographie als neubürgerliche Kunstform*, in: ders. (Hrsg.), *Das Ornament der Masse. Essays*, Frankfurt a.M. 1977, S. 75–80, hier S. 79.

stupender Gelehrsamkeit im Stile des 19. Jahrhunderts¹². Erst der Generationswechsel gegen Ende der sechziger Jahre schien auch das Ende der von Fachhistorikern verfassten Biographien einzuläuten.

Das „Zeitalter der Massen“, als das nicht nur Philosophen und Soziologen wie der Franzose Gustave Le Bon oder der Spanier José Ortega y Gasset das ausgehende 19. und 20. Jahrhundert charakterisierten, hatte vor allem in den historischen Sozialwissenschaften einen strukturgeschichtlichen Ansatz befördert, demzufolge nicht die Lebensleistung des Einzelnen, sondern kollektive Lebensgewohnheiten, milieu- und klassenbedingte Verhaltensformen gesteigertes Interesse fanden¹³. Auch die Erfahrungen mit totalitären Systemen hatten einer Entindividualisierung der Geschichte den Weg gebahnt. Folgerichtig galt die Biographie als historistisch und hoffnungslos antiquiert. Eine ganze Anzahl der in den sechziger, siebziger und frühen achtziger Jahren im deutschen Sprachraum erschienenen bedeutenden Biographien wie etwa Golo Manns „Wallenstein“ oder Joachim Fests „Hitler“ wurden bezeichnenderweise von Autoren verfasst, die außerhalb der Universitäten wirkten¹⁴.

Mit der fortschreitenden Entzauberung des Sozialismus setzte zunächst in Frankreich ein Individualisierungsschub ein, der mit einer gewissen Verzögerung auch die deutsche Geschichtswissenschaft erreichte und der Biographieforschung neuen Schwung verlieh. In Frankreich hatte die Bewegung der „Annales“ bereits in den zwanziger Jahren begonnen, Gegenpositionen zur dominierenden Diplomatie- und Ereignisgeschichte aufzubauen¹⁵. Ihre frühen Vertreter, wie etwa Lucien Febvre, waren methodisch durchaus in der Lage, Individuum und Struktur zusammenzudenken¹⁶. Auch

¹² Vgl. Gerhard Ritter, Friedrich der Große. Ein historisches Profil, Heidelberg 1954; weiterhin: Stein. Eine politische Biographie, 2 Bde., Stuttgart 1931 (neugestaltete Aufl. in einem Band, Stuttgart 1958); Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung, Stuttgart 1954; Eberhard Kessel, Moltke, Stuttgart 1957; Max Braubach, Prinz Eugen von Savoyen. Eine Biographie, 5 Bde., München 1963–1965.

¹³ Vgl. Hans Erich Bödecker, Biographie. Annäherungen an den gegenwärtigen Forschungs- und Diskussionsstand, in: ders. (Hrsg.), Biographie schreiben, Göttingen 2003, S. 9–64, hier S. 10f.

¹⁴ Vgl. Golo Mann, Wallenstein, Frankfurt a.M. 1971, und Joachim Fest, Hitler. Eine Biographie, Berlin 1975.

¹⁵ Vgl. Peter Burke, Offene Geschichte. Die Schule der „Annales“, Berlin 1991.

¹⁶ Vgl. Lucien Febvre, Martin Luther, Religion als Schicksal, Berlin/Wien 1976.

Fernand Braudel verband seinen strukturgeschichtlichen Ansatz von der *longue durée* mit individualhistorischen Aspekten, deren Bedeutung er nicht verleugnete, auch wenn er sie bisweilen aus den Augen verlor¹⁷.

Seit Mitte der sechziger Jahre setzte sich in der französischen Geschichtswissenschaft eine einflussreiche Gruppe durch, welche die Erforschung serieller Quellen in den Mittelpunkt ihres Erkenntnisinteresses rückte. In ihren Arbeiten verschwand das Individuum zunehmend in der Struktur. Die Wertschätzung, die den historischen Sozialwissenschaften allenthalben zu Teil wurde, produzierte eine nicht zuletzt wissenschaftspolitische Frontstellung, in der Persönlichkeit und Struktur geradezu dichotomisch gegenübergestellt wurden. Dabei wurde ausgeblendet, was etwa Theodor Schieder, Marc Bloch oder Lucien Febvre als konstitutives Element biographischen Arbeitens erkannt hatten: die unauflösliche und dadurch erst fruchtbare Verbindung von historischem Subjekt und gesellschaftlichen Verhältnissen.

Die strukturalistische Betrachtung historischer Phänomene wandte sich zu Recht gegen die positivistische Deutung der Geschichte mit ihren reduktionistischen und häufig mystifizierenden Methoden. Andere Einwände gingen auf Johann Gustav Droysen zurück, der vor den Gefahren einer durch die konsistente Konstruktion einer Lebensgeschichte erzeugten biographischen Illusion gewarnt hatte¹⁸. Pierre Bourdieu, der diesen Begriff zum Gegenstand eines gelehrten Essays erhob, wird freilich missverstanden, wenn man ihm unterstellt, er habe damit die Erkenntnisfähigkeit von Biographien insgesamt gelegnet¹⁹.

Bourdieu wendet sich in seiner pointierten Positionsbestimmung gegen die landläufige Vorstellung, „dass das Leben eine Geschichte ist und dass ein Leben immer zugleich die Gesamtheit der Ereignisse einer als Geschichte verstandenen individuellen Existenz und die Erzählung von dieser Geschichte ist“. Bereits der Terminus Lebenslauf suggeriert eine zielgerichtete, lineare Entwicklung. Die Illusion vom Leben als Einheit und Totalität wird in den Erfahrungs- und Kontinuitätsbrüchen des 20. Jahrhunderts augenfällig

¹⁷ Vgl. Fernand Braudel, *Das Mittelmeer und die mediterrane Welt in der Epoche Philipps II.*, 3 Bde., Frankfurt a.M. 1990.

¹⁸ Vgl. Johann Gustav Droysen, *Grundriss der Historik*. Nachdruck, Darmstadt 1974, S. 284f.

¹⁹ Vgl. Pierre Bourdieu, *Die biographische Illusion*, in: BIOS 1990, S. 75–81; das folgende Zitat findet sich ebenda, S. 77.

vorgeführt²⁰. Zur Illustration dieses Sachverhaltes verwendet Bourdieu ein besonders eingängiges Bild: Der Versuch, das Leben eines Menschen als eindimensionale, lineare zielgerichtete Abfolge von Ereignissen zu betrachten, sei so abwegig wie der Versuch, eine Fahrt mit der Pariser Métro zu erklären, ohne die Struktur des Netzes zu berücksichtigen.

Die Dispositionen und Handlungen, ihre Spielräume und Grenzen, denen sich ein Individuum gegenübersteht, sind ohne die Strukturen, in denen sie sich vollziehen, nicht darstellbar. Struktur wird dabei als sozialer Raum, als die Summe der gegebenen anthropologischen, kulturellen, sozialen Bedingungsfaktoren und der Elemente ihres Wandels angesehen. Ein Mensch wendet bereits bei seinem Eintritt ins Leben ererbte und später vermittelte kulturelle Praktiken an, deren Gesamtheit einen bestimmten Habitus ergibt. Dieser erleichtert die Verortung im Milieu, das seinerseits ein tragfähiges soziales Netzwerk aus Normen und Werten bereitstellt²¹. Die biographische Deutung einer Existenz vermisst das Individuum in seinem sozialen Raum. Der Biograph analysiert den Lebensweg als Bestandteil eines engmaschigen Netzes individueller Dispositionen und gesellschaftlicher Beziehungen, wobei er sich eines komplexen methodischen Instrumentariums bedient.

Droysen hatte bereits in seiner 1858 entstandenen „Historik“ in Bezug auf die Biographie festgestellt: „Das so geschaffene ist eine Totalität.“²² Der damit verbundene Anspruch ist freilich nur unter erheblichem Zeitaufwand einzulösen. Es erscheint daher durchaus gerechtfertigt, nur Abschnitte einer Lebensgeschichte zu untersuchen und diesen Ansatz als „politische Biographie“ zu charakterisieren. Dieses Konzept erscheint mir gerade für die Darstellung eines individuellen Schicksals unter den Bedingungen sich inkohärent und inkonsistent verändernder Lebenswelten des späten 19. und 20. Jahrhunderts besonders fruchtbar zu sein.

Theodor Adorno hat in den fünfziger Jahren mit Blick auf die Epoche des Nationalsozialismus festgestellt, es gebe „kein richtiges Leben im falschen“²³. Er wollte damit zum Ausdruck bringen, dass

²⁰ Vgl. Antonia Lengers, Deutscher Widerstand gegen den Nationalsozialismus, in: NPL 47 (2002), S. 249–276, hier S. 270.

²¹ Vgl. Pierre Bourdieu, Zur Soziologie symbolischer Formen, Frankfurt a. M. 1974, S. 125–158, hier S. 143.

²² Droysen, Historik, S. 284f.

²³ Theodor W. Adorno, Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben, Berlin/Frankfurt a.M. 2001, S. 59.

in einem verbrecherischen System jeder in unterschiedlicher Intensität an der Erhaltung dieses Systems mitwirkt und damit Mitverantwortung und Mitschuld auf sich lädt. Träfe dies zu, so wäre das Individuum durch die Struktur determiniert, es würde in ein falsches Leben hineingeworfen, aus dem es kein Entrinnen gäbe, was es in letzter moralischer Konsequenz wieder schuldunfähig machen würde. Das hat Adorno sicherlich nicht gemeint. Andererseits entwickelt sich die individuelle Existenz im Rahmen tradierter Verhaltensmuster und struktureller gesellschaftlicher Bedingungsfaktoren. In welchem Umfang sie determinierend wirken, ist im Einzelfall zu überprüfen²⁴.

Es gibt kein richtiges oder falsches Leben. Es gibt richtige und falsche Entscheidungen im Leben, deren Bewertung sich dem Handelnden gemeinhin aus allgemeingültigen moralischen Kategorien unmittelbar erschließt. Häufiger haben wir es aber mit situativen Entscheidungen zu tun, die aus vergangenen Ereignissen, Prägungen und Deutungen resultieren, die auf den ersten Blick keine Verbindung zu einer aktuellen Situation zu besitzen scheinen. Dadurch können objektiv bestehende Handlungsalternativen nicht wahrgenommen, Handlungsspielräume nicht erkannt und daher nicht in vollem Umfang genutzt werden. Individuelle Entscheidungen sind abhängig von multikausalen Bedingungsfaktoren, unter denen in der Persönlichkeit angelegte, habituell verankerte und strukturell beeinflusste schicht- oder gruppenspezifisch vorgegebene Verhaltensmuster wirksam werden. Lebensalter und Lebenserfahrung nehmen Einfluss auf Einstellungen, die wiederum unter bestimmten politischen, sozialen und ökonomischen Rahmenbedingungen individuelle Entscheidungsparameter verändern können. Angesichts der politisch-moralischen Umwertungen und Zusammenbrüche im 20. Jahrhundert spielen Sozialisation und Erfahrung bei der Bewertung individueller Handlungsmöglichkeiten eine zentrale Rolle. Manches, was dem ergebniskundigen Historiker selbstverständlich erscheint, war den Zeitgenossen nicht gleichermaßen bewusst.

Eine „biographie totale“, die im Sinne Bourdieus die biographische Illusion vermeidet, bedarf des langen Atems. Solche Studien sind nicht zwangsläufig die Domäne alter Männer. Gleichwohl ver-

²⁴ Ich habe diese Aussage im Lichte meiner eigenen Forschungen mit einem Fragezeichen versehen; vgl. Bernhard R. Kroener, „Der starke Mann im Heimatkriegsgebiet“. Generaloberst Friedrich Fromm. Eine Biographie, Paderborn u.a. 2005.

ändert sich mit dem Lebensalter des Forschers bisweilen auch die moralische Rigidität des Urteils, werden bestimmte Begrenztheiten der menschlichen Existenz abgewogener beurteilt. Die Wechselbeziehung von Persönlichkeit und Struktur in der Geschichte auszumessen, ist unabdingbar für ein vertieftes Verständnis historischer Abläufe. Insofern besitzt die Biographie ihren festen Platz im Methodenkanon der Geschichtswissenschaft. Der französische Mediävist Jacques Le Goff hat im Vorwort zu seiner Biographie über Ludwig den Heiligen, König von Frankreich, geschrieben, „die Biographie ist eine der schwierigsten Weisen Geschichte zu schreiben“ – man möchte ergänzen, aber eine der anregendsten, spannendsten und befriedigendsten, weil sie von den Menschen als Individuen und historischen Persönlichkeiten handelt²⁵.

2. Die militärische Elite des deutschen Heeres zwischen Kaiserreich und NS-Herrschaft²⁶

Unter Berücksichtigung der methodischen Prinzipien moderner Biographieforschung beziehen sich die folgenden Ausführungen auf die Führungsgruppe der deutschen Wehrmacht zwischen 1935 und 1945 unter besonderer Beachtung der Offiziere des Heeres. Wenn wir die Generalität als Positionselite ansehen, dann bedeutet das konkret, dass man die ältesten Generalobersten des Jahres 1935 ebenso wie die jüngsten Generalmajore des Jahres 1945 in den Blick zu nehmen hat. Damit bewegen wir uns auf der Skala der Geburtsjahrgänge zwischen 1875 und 1915. Lassen wir die jüngsten Offiziere, die bereits durch die nationalsozialistische Elitenselektion nach 1942 gefördert wurden, beiseite, so erhalten wir eine Kohorte aus den Jahrgängen 1875 bis 1905. Die Mehrzahl der Generale während der NS-Zeit war in den beiden Jahrzehnten zwischen 1880 und 1900 geboren worden²⁷.

Angesichts der Heeresvermehrung nach 1890 war der Offiziersersatz aus dem Adel allein nicht mehr ausreichend. Der „Adel der Gesinnung“, den Wilhelm II. dem Adel der Geburt, wenn auch

²⁵ Jacques Le Goff, Saint Louis, Paris 1996, S. 14.

²⁶ Die nachstehenden Ausführungen beruhen auf meinen Studien über Generaloberst Friedrich Fromm, so dass auf Einzelnachweise verzichtet wurde. Vgl. Kroener, Generaloberst Friedrich Fromm.

²⁷ Vgl. hierzu Reinhard Stumpf, Die Wehrmacht-Elite. Rang- und Herkunftsstruktur der deutschen Generale und Admirale 1933–1945, Boppard a.Rh. 1982.

nicht gleichberechtigt, zur Seite stellte, stammte aus den Kreisen des gehobenen Bürgertums und zeichnete sich durch akademische Bildung sowie Besitz aus. Am Vorabend des Ersten Weltkriegs waren bereits 70 Prozent der Berufsoffiziere bürgerlicher Herkunft. Ihre Väter waren Akademiker, Pfarrer, höhere Beamte, Gymnasiallehrer und natürlich auch Offiziere.

Diese nichtadeligen Offiziere wurden durch die Dynastie sozial, aber nicht materiell aufgewertet. Betrachten wir die Herkunft, so stellte der Aufstieg im Staatsdienst die zentrale Gemeinsamkeit dar. Damit wurde Autoritätsgläubigkeit bisweilen bis zur Hörigkeit gesteigert. In Bezug auf die Jugendjahre der späteren Offiziere lässt sich durchaus von einer „hermetischen Erziehung“ sprechen. Blickt man auf das Wohnumfeld ihrer Familien in Berlin, so liegen die entsprechenden Quartiere nicht in den großbürgerlichen Bezirken, sondern in denen mit einem hohen Anteil an Angestellten und Beamten. Die bürgerliche Homogenität der Wohnverhältnisse ließ eine kritische Auseinandersetzung mit den brennenden sozialen Fragen der Zeit nicht aufkommen, es sei denn, die Diskussionen wurden im Elternhaus gepflegt. Die Schulen lagen in der Regel im Einzugsbereich dieser Wohnquartiere. Auch hier fand eine soziale Selektion statt. Mehr noch: der Charakter der Schule als Anstalt korrespondierte mit den pädagogischen Leitvorstellungen des Wilhelminismus. Schularchive sind eine reiche Quelle – ein Blick auf die Berufswünsche der Abiturienten lässt den erstaunlichen Befund zu Tage treten, dass nur ein ganz geringer Teil der Absolventen die Absicht erkennen ließ, Berufsoffizier zu werden. Gerade in den großen Residenz- und den Universitätsstädten gab es offenbar sozial und ökonomisch attraktivere Perspektiven als den Militärdienst; in kleineren Städten und auf dem Land lagen die Verhältnisse freilich anders.

Mit dem Abitur waren die Grundlagen der politischen Sozialisation gelegt, mit der Wahl der Waffengattung begann die spezifisch militärische. Angesichts der finanziellen Situation der meisten bürgerlichen Familien zukünftiger Offiziere schieden Garde- und Reiterregimenter sowie besonders traditionsreiche Regimenter meist aus, zumal Kommandeure und Offizierkorps auf ihrem Privileg bestanden, sich ihren Nachwuchs selbst auszusuchen. Die Wahl des Regiments nach den finanziellen Möglichkeiten und der sozialen Position der Eltern führte dazu, dass die operative Elite der späteren Wehrmacht in der Regel der Infanterie und die organisatorische Elite der Feldartillerie entstammte. Wir finden innerhalb der militärischen Elite der dreißiger Jahre verhältnismäßig wenige Kavalleristen und kaum Angehörige der Gardeformationen.

Mit dem Eintritt in das Regiment begann der militärische Formationsprozess des Individuums, dessen Ziel es war, die Persönlichkeit der Funktion unterzuordnen. Diese Feststellung, die man auch als „Hauptmann-von-Köpenick-Syndrom“ bezeichnen mag, erscheint auf den ersten Blick als Binsenweisheit. Was aber häufig übersehen wird, ist, dass mit der Formation des Körpers die des Geistes und des Charakters einherging, die den jungen Offizieranwärter in einer entwicklungsoffenen Phase seines Lebens traf und alle Lebensbereiche erfasste. In ihren Tagebüchern, Korrespondenzen und Erinnerungen sprechen die Offiziere häufig davon, dass sie eine „Maske“ trügen, dass sie eine Rolle auszufüllen hätten, die ihnen mit der Uniform auf den Leib geschneidert worden sei. Die Intensität der Internalisierung von ritualisierten Verhaltensformen gilt es im Einzelfall auszumessen.

Die bereits in Elternhaus und Schule angelegte politische Orientierung der jungen Offiziere lässt sich als nationalkonservativ beschreiben, wobei der Reichsgedanke eine besondere Rolle spielte. Eine bürgerliche Bismarckverehrung korrespondierte vielfach mit einer nachrangigen Orientierung an der Dynastie; allerdings sind hier regionale Unterschiede zu beobachten. Die grundlegende politische Sozialisation erfolgt zwischen dem 17. und dem 20. Lebensjahr, das heißt für unsere Offiziergruppe in den Jahren zwischen 1900 bis 1920. Obwohl wir es nur mit etwa 20 Geburtsjahrgängen zu tun haben, liegen in dieser Phase mindestens zwei gravierende Erfahrungsbrüche: Die älteren (1880 bis 1890) wurden mit der Entzauberung des Kaiserkults konfrontiert, die Jahrgänge ab 1890/95 mit dem Ersten Weltkrieg und dem Zusammenbruch von 1918. Die militärische Sozialisation des Offiziers war in der Regel mit der Beförderung zum Hauptmann abgeschlossen. Die älteren Mitglieder der hier untersuchten Gruppe hatten diese Hürde noch vor Kriegsbeginn genommen, die Mehrzahl erreichte diesen Dienstgrad während des Krieges; nur die Jüngsten wurden erst 1918 oder unmittelbar nach dem Waffenstillstand zum Hauptmann befördert.

Angesichts der erheblichen Verluste in den ersten Kriegsmonaten begann die militärische Personalführung nach 1915, die jungen, leistungsfähigen Berufsoffiziere weitgehend aus dem Frontdienst herauszuziehen und sie in der mittleren Adjutantur und im Stabsdienst zu verwenden. Für fast alle folgte nach 1916 die Generalstabskurzausbildung in Sedan mit anschließendem Generalstabsdienst. Hier wurden nicht die charismatischen Frontoffiziere, die markanten Stoßtruppführer, sondern die geschmeidigen Stabs- und Bürooffiziere der Zukunft herangebildet. Bei ihnen harmonisierte vielfach Prägung und Verwendung.

Der Zusammenbruch des Kaiserreichs stellte für diese Offiziere mehr als nur einen politischen Systemwechsel dar, er wurde als grundlegender Kulturbruch empfunden. Die Jahre 1918 bis 1920 bilden den großen Umsteigebahnhof in unserem biographischen Streckennetzplan. Einige stiegen aus, weil ihre politisch-soziale Fahrkarte ihre Gültigkeit verloren hatte. Jüngere Frontoffiziere, denen die Stabstätigkeit versagt geblieben war, stiegen auf andere Linien um, die sie über verschiedene Stationen – paramilitärische Aktivitäten oder nationale Wehrverbände – in radikale Vororte führten. Die Bedeutung der individuellen Entscheidung und der Grad ihrer Autonomie erschließt sich nur in der Relationalität in Bezug auf andere Entscheidungen im sozialen Feld. Es bestand also durchaus die Möglichkeit, aus einem richtigen oder falschen Lebensentwurf auszusteigen.

Der Putschversuch von älteren Offizieren im Jahr 1920 erfolgte im Kontext ihrer verinnerlichten Positionsbestimmung als politische Herrschaftselite, wobei der Rückgriff auf historische Vorbilder (Tauroggen, Befreiungskriege) von erheblicher Bedeutung war. Dieser bewusste Rückgriff lässt erkennen, dass die Vorstellung von einer politisch-militärischen Elite an den Stufen des Thrones sich seit ihrer Entstehung im 19. Jahrhundert nicht geändert hatte. Der Kapp-Lüttwitz-Putsch scheiterte an gesellschaftlichem Attentismus ebenso wie an massenhafter Verweigerung. Für die jungen Hauptleute und Stabsoffiziere wurde dies zu einer prägenden Erfahrung.

Die militärische Wiedergeburt des Reichs blieb ihr langfristiges Ziel, doch auf dem Weg dahin wurde der Primat der Politik als Garant der staatlichen Einheit nicht mehr in Frage gestellt. Das eingeübte autoritätsfixierte Rollenspiel funktionierte, die Maske saß fest. Weder 1923/24, als der Chef der Heeresleitung, General Hans von Seeckt, die vollziehende Gewalt wieder in die Hände des Reichspräsidenten zurücklegte, noch im Winter 1932, als die Reichswehr im Planspiel Ott einen Militärputsch ohne Massenbasis als undurchführbar erklärte, rückte die militärische Elite von ihrer selbstgewählten Beschränkung ab. Insofern erstaunt es nicht, dass der sterbende Generaloberst Kurt von Hammerstein-Equord, ein wirklicher Regimegegner der ersten Stunde, noch 1943 die dem militärischen Widerstand nahestehenden Offiziere beschwor: „Kinder, macht mir um Himmels willen keinen Kapp-Putsch“. In diesem Punkt bestand eine Teilidentität der Erfahrung, welche die Generalität des Zweiten Weltkriegs mehrheitlich von den jungen, in der Reichswehr sozialisierten Stabsoffizieren trennte. Den Primat der Politik zu tolerieren, dürfte der militärischen Elite umso leichter gefallen sein, als die politisch Verantwortlichen der Weimarer Republik – vom national-

sozialistischen Regime ganz abgesehen – mit den langfristigen Zielvorstellungen der Militärs durchaus sympathisierten oder sich dieses sogar zu eigen gemacht hatten.

Auch die Bedeutung und Bindekraft des persönlichen Eides muss vor dem Hintergrund der Desillusionierung 1918 und den entpersonalisierten und überzeitlichen Reichsvorstellungen der Offiziere bewertet werden. Auch in diesem Fall war es entscheidend, welcher Generation ein Offizier angehörte. Biographische Untersuchungen erhalten über entsprechende Langzeitbeobachtungen und parallele Überlieferungen eine größere interpretatorische Tiefenschärfe. Der Historiker sollte sich hier von nachzeitigen Entschuldungsversuchen nicht täuschen lassen.

Ende der zwanziger Jahre standen die Angehörigen unserer Offiziergruppe in den Dienstgradgruppen der Majore und Oberstleutnante; sie fungierten als Referenten im Reichswehrministerium, als Bataillons- oder – wenig später – als Regimentskommandeure. Damit wird die Quellenüberlieferung ihres dienstlichen Handelns dichter. Vielfach setzen politische Biographien an dieser Stelle ein. Das ist forschungspraktisch legitim, doch stellt sich nach dem bisher Dargelegten die Frage, ob auf diese Weise Persönlichkeit und Motivation eines Individuums wirklich zutreffend einzuschätzen sind. Der mittlerweile zwischen vierzig und fünfzig Jahre alte Generalstabsoffizier zählte zur Leistungselite seiner Altersgruppe, nicht zuletzt weil er gelernt hatte, anpassungsfähig, geschmeidig und verschlossen zu sein. Innerhalb des nur viertausend Köpfe zählenden Offizierkorps der Reichswehr mit langen Stehzeiten, die gerade für Familienväter eine erhebliche Härte bedeuteten, wurde ein zäher Kampf um Rangdienstalter, Beförderung und Position geführt. Man kannte sich, man begegnete sich, man sondierte die Schwächen des anderen und suchte die eigenen geschickt zu verbergen. Viele zwischenmenschliche Unzuträglichkeiten, ja Feindschaften zwischen Generälen der Wehrmacht haben hier ihre Ursache. Das Offizierkorps der Reichswehr war zumindest in seiner Spitzengruppe keine verschworene Gemeinschaft. Diese Verhaltensmuster sind innerhalb gesellschaftlicher Gruppen, die unter starkem sozialen Binnen- druck stehen, durchaus üblich. Für eine militärische Elite, die unter erheblichen ideologischen Anpassungszwängen ihre Position in einem zunehmend gleichgeschalteten politischen Milieu zu verteidigen hat, stellen sie jedoch eine denkbar schlechte Ausgangslage für abweichendes Verhalten oder gar Widerstand dar.

Es wäre zweifellos sehr reizvoll, die Entwicklung der Reichswehr zur Wehrmacht und ihre Stellung innerhalb des Systems auch als Ergebnis gruppendynamischer Prozesse eingehender zu betrach-

ten. Hier sollen jedoch einige Schlaglichter genügen. Der Generalstab des Heeres, der sich traditionell als der heilige Gral deutscher operativer Planung verstand, hatte den Krieg gegen Frankreich 1939/40 zunächst in der Tradition des Ersten Weltkriegs geplant, wobei man angesichts der Ausbildungs- und Ausrüstungsmängel der Wehrmacht mit einem Festlaufen der Operationen auf gegnerischem Territorium rechnete. In dieser Situation traten zwei Truppengeneralstabsoffiziere der nachgeordneten Führungsebene auf: Erich von Manstein und Heinz Guderian erklärten, man könne mit mechanisierten Verbänden durch den Mittelgebirgsgürtel von Eifel und Ardennen an die Nahtstelle des französischen Festungsgürtels an der Maas vorstoßen, die Linien des Gegners dort durchbrechen und ins französische Hinterland eindringen. Dieser Affront wurde vom Chef des Generalstabs zunächst durch Nichtachtung gestraft, sodass sich die beiden Offiziere veranlasst sahen, direkt bei Hitler vorzusprechen, dem damit eine Schiedsrichterposition in operativen Fragen zuerkannt wurde. Es waren die Militärs selbst, die dem Diktator ein Entscheidungsrecht in ihrem eigenen Verantwortungsbereich einräumten. Das gleiche wiederholte sich beim Haltebefehl vor Dunkirchen. Jetzt war es der Heeresgruppenbefehlshaber Gerd von Rundstedt, der sich als militärischer Traditionalist der älteren Generation der Rückendeckung Hitlers versicherte, um die Selbständigkeit des Frontbefehlshabers gegenüber der zentralen operativen Führungsebene zu behaupten. Unzeitgemäßer Ressortegoismus, individuelle Machtsicherung und die Sehnsucht nach einem Obersten Kriegsherrn, der die Einheit von Politik und Kriegführung garantierte, standen bei solchen Entscheidungen ebenso Pate wie innermilitärische Netzwerke und persönliche Animositäten. Die Geschichte des Haltebefehls lässt erkennen, dass unter bestimmten Bedingungen Persönlichkeit, Lebensalter, Erfahrungshorizont und Rangbewusstsein Einfluss auf Strukturentwicklungen nehmen konnten. Nicht Hitler zwang dem Befehlshaber seine Auffassung auf, die militärischen Führer schwächten in eigensüchtiger Wahrung ihrer Führungsposition das OKH nachhaltig. Nicht Hitler instrumentalisierte die militärischen Befehlshaber, sie selbst nutzten das Prestige des Staatschefs zur Durchsetzung ihrer Ziele. Die Militärs wurden so zum eigentlichen Geburtshelfer des Mythos vom „größten Feldherrn aller Zeiten“ und hatten damit alle fatalen Folgen zu verantworten, die ihnen daraus entstehen sollten.